die Partei aktiv und über den Kreis oder sogar die Bezirksleitung kam die Weisung auf der „Parteistrecke“, auch dies ein Wort aus der DDR. Aus dem Plan einer Ladenöffnung wurde nun ein „Kampfziel“.

Die Durchführung der Maßnahme wurde unter Parteikontrolle gestellt. Wenn es innerhalb der Instanzen Gegenstimmen gab, die für einen anderen Einsatz der wertvollen Kapazitäten plädierten, konnten diese zum Schweigen gebracht werden. Der Hinweis, die Neueröffnung der geplanten Verkaufseinrichtung bis zur Volkswahl oder bis zum soundsovielten Parteitag sei eine politische Frage genügte. Damit hatte jede Diskussion zu verstummen. In den innerparteilichen Diskussionen der kommunistischen Parteien seit Stalins Zeiten war einer der Standardvorwürfe stets der des Voluntarismus. Dies meint den irrigen Glauben, allein durch den Willen – voluntas – unter mangelhafter Berücksichtigung der objektiven Gesetze der Geschichte, die Entwicklung bestimmen zu können. In diesem Vorwurf kommt das spezifische Spannungsverhältnis zwischen dem revolutionären Aktivismus der politischen Praxis und der deterministischen Prädestinationslehre des Marxismus-Leninismus zum Ausdruck. Dieser innere Widerspruch in der marxistischen Lehre ist weder theoretisch noch praktisch jemals bewältigt worden war. Denn der Vorwurf des Voluntarismus gegenüber kommunistischen Parteiführungen war eigentlich immer berechtigt. Man könnte ihn auch durch den Begriff des Fiktionalismus ersetzen. Grundlage jeder Entscheidung waren ideologisch determinierte Fiktionen, deren rationale Überprüfung das Ende der politischen Macht bedeutet hätten. Der Primat der Politik bot kurzfristig die Möglichkeit, durch wirksame und sogar populäre Maßnahmen den Unwillen der Bevölkerung zu steuern. Langfristig konnte am Ende nur der ökonomische Kollaps stehen.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Danke, Herrn Dr. Wolle. Als nächster spricht Karl-Heinz Baum über den Westen im DDR-Alltag, wobei ich besonders gespannt bin, ob wir jetzt auch etwas über den im Westen sehr wohl bekannten und beliebten Westkaffee erfahren werden.

Karl-Heinz Baum: Relativ wenig. Das liegt schon daran, daß ich Teetrinker bin, und in der DDR wirklich darunter gelitten habe, daß ich fast nie Tee bekommen habe. Einmal sind mir drei verschiedene Teetassen am Abend bei Freunden angeboten worden, erst so ein Früchtetee, dann ein anderer Früchtetee usw. Ich bin nicht so ein Kaffeetrinker, und wenn ich ehrlich bin, er gehörte ja zu den üblichen Geschenken, die viele Besucher in der Regel mitgebracht hatten, aber das setze ich einfach mal als bekannt voraus. Ich fange mal mit einer ganz anderen Geschichte an, die jedenfalls, wie die Beteiligten mir versichern, verbürgt ist.

Ein Wissenschaftler nutzte einen Kongreß zum Absprung-West. Er sagte dem Bruder Bescheid. Der wußte, was zu tun war: die besten Sachen aus der Wohnung holen, sichern vor der Staatssicherheit, die das Eigentum des „Republikflüchtlings“ beschlagnahmen würde. Der Bruder kam, fand das Familiensilber, doch stellte er alles an den Platz zurück. Er fürchtete, nähme er etwas mit, Mitwisser „wegen Nichtanzeige eines Verbrechens“ zu sein. Da fiel sein Blick

auf die Schale mit acht Orangen. „Die kriegen sie nicht auch noch!“, griff die Südfrüchte und fuhr hochbefriedigt nach Hause.

Spötteleien, Witze, wahre Begebenheiten über in der DDR fehlende Bananen oder Orangen gibt es viele: zwei Steppkes rufen über die Mauer: „Ätsch, wir haben Bananen; ihr nicht!“ „Dafür haben wir Sozialismus und ihr nicht!“. Der Westjunge, gewohnt, alles haben zu können: „Können wir auch haben, wenn wir wollen.“ Sagt der hinter der Mauer: „Kann sein, dann habt ihr keine Bananen mehr.“ Kein Witz: Die DDR-Zeitschrift „Neues Leben“ zeigte 1988 Schlagersternchen Inka mit einer Banane. Bald fragte – seltener Mut in der SED-gelenkten Presse – eine Brigade eines Volkseigenen Betriebs im Leserbrief: „Könnt ihr uns sagen, wo hat Inka die Banane her? Bitte Verkaufsstelle angeben.“

Ein Sicherheitsmann aus Bonns Ständiger DDR-Vertretung berichtete, was der erste einer Gruppe Zufluchtsuchender wollte, nach Wünschen befragt: „Zwanzig Kilo Bananen.“ Der Mann habe nicht glauben wollen, am nächsten Tag erneut Bananen haben zu können. Kein Wunder, Orangen und Bananen kannten Menschen in der DDR-Provinz meist nur vom Schlangestehen in der ersten Dezemberwoche vor Nikolaus. Pralinen gab es meist in der Märzwoche vor dem Frauentag, als Beruhigungspillen in puncto Versorgung gedacht.

Mangelwaren, die die DDR-Wirtschaft als „sozialistische Volkswirtschaft“ nicht oder ungenügend bereitstellte, verbanden die Menschen im Osten mit denen im Westen: Erdbeeren im Mai, Spargel im Juni, Fisch zu jeder Jahreszeit. Zum Stichwort „Spargel“ hörte ich einst in der Markthalle am Alexanderplatz unter den S-Bahnbögen: „Haben Sie Spargel?“ – „Junge, ich geb' dir 'nen Rat: Nimm die S-Bahn, fahr zum Zoo, da kannste Spargel kaufen, soviel du willst!“ – „Hab keinen Paß dabei!“ – „Siehste, so schnell löst sich dein Problem.“

Zum Stichwort Konsum gehört der „Golfstrom“, die Lieferung von 10.000 VW-Golf an die DDR 1977, Volvo, Mazda, Citroen und Peugeot folgten. Manch einer war bei den Massen auf der Messe in Leipzig, als der erste „Wartburg“ aus Eisenach mit Golf-Motor vorgestellt wurde. Die Hallentore gingen immer nur für Minuten auf. Verchromte Wasserhähne, Buggies, Modellautos, Rasierklingen, Lametta böten Raum für weitere Geschichten.

Als Land wo Milch und Honig fließen wurde der Westen im Osten oft gesehen. Als akkreditierter West-Korrespondent hatte ich Mühe, auf Schattenseiten der westlichen Gesellschaft hinzuweisen. Die hat mir kaum einer abgenommen. Der Westen im DDR-Alltag war nicht allein Konsum, so wichtig er war. Der Westen war genauso geistiges Ausbüxen aus dem real-existierenden Sozialismus. Die „Unruhe in der Tiefkühltruhe“ (Slogan einer Hallenser Jugendgruppe 1989) hat in der von der SED verordneten geistigen Isolierung der DDR geistige Anregungen aus dem Westen ausgelöst, freilich kamen sie auch aus der Sowjetunion mit Gorbatschows „Glasnost“ und „Perestroika“, über Ungarn und Polen.

Der „Westen im DDR-Alltag“, das waren Menschen, Medien, Materialien. Persönlicher Kontakt war am wichtigsten, wenn Medien auch nicht zu unterschätzen sind. Mancher Ostdeutsche hat zwar zwiespältige Erfahrungen mit der „buckligen Verwandtschaft“, doch waren familiäre Bindungen allein wegen der großen Zahl bedeutend. Sie waren der herrschenden SED stets ein Dorn im Auge. Die Fluchtbewegung aus dem Osten wäre im Westen, vor allem vor dem Mauerbau 1961, ohne verwandtschaftliche Hilfe kaum zu verdauen gewesen. In den 70er Jahren fuhren nach dem Grundlagenvertrag bei verbesserten Reisemöglichkeiten und geringem Pflichtumtausch rund acht Millionen Westdeutsche im Jahr in die DDR. Da ließen sich mit der DDR-Presse über ideologische Unterwanderung Bände füllen.

Nach dem Mauerbau ließ die SED in Berlin Verwandtenbesuche erst mit dem Passierscheinabkommen 1963 zu. Jene Weihnachtsbilder waren genug Beweis für den Zusammenhalt der Nation. Die Verwandten waren es, die den Angehörigen Geld daließen und so die SED zwangen, 1974 Intershops für die eigenen Leute zu öffnen, wollte sie begehrte „Valuta“ selbst einfahren. Die drastische Erhöhung des Pflichtumtausches 1980 zeigt, was auch SED-Generalsekretär Erich Honecker unterbinden wollte.

Die Verwandtenbesuche ließen auch den Versuch scheitern, zwei deutsche Sprachen zu schaffen: erste Gehversuche eines DDR-Deutsch kamen über die DDR-Medien nicht hinaus. Die Begegnungen der Menschen waren die beste Unterwanderung der Diktatur. Die Westbesucher, nicht nur Verwandte, auch Freunde, selbst Tagestouristen kamen so harmlos daher mit kleinen Geschenken für die zwölfjährige Nichte. Dabei hatte sie gerade gelernt, Lenins oder den Republik-Geburtstag wichtiger als den eigenen zu nehmen. Diese Besucher waren fast alle in der Tat, nicht nur im Stasi-Jargon, „Verteidiger des imperialistischen Systems der BRD. Feinde des Sozialismus“.

1979 empfahl die SED den bedrohten DDR-Kindern, diesen Brief zu schreiben („Junge Welt“): „Der schottische Whisky und die Schweizer Schokolade, Deine Geschenke, sind verzehrt. Die reichlichen Fleischmahlzeiten vom DDR-Rind, die Mutti während Deines Besuches zubereitet hat, haben mir ebenso gemundet... Ich will mit diesen Zeilen nur ein gewisses Verständnis wecken für die Freiwilligkeit und damit Freiheit, die wir bei der Unterstützung der großen Vorhaben der Fünfjahrespläne oder des täglichen Plansolls empfinden. Du gehst also fehl, wenn Du annimmst, daß wir mit unserem Staat unzufrieden sind, weil man angeblich einen ganz anderen Sozialismus aufbauen müßte.“

Natürlich stellten manche Wessis die Geduld der Verwandtschaft arg auf die Probe: mit Paketen, gefüllt wie gleich nach der Trennung 1945. Ich kenne Ostdeutsche, die seitdem weder Haferflocken, Erbswurst, Gries oder Teewurst essen. Beim Geld machte manch Westdeutscher Ernst; selbst von engen Verwandten forderte er den Umtauschkurs, den er zu Hause auf der Bank gesehen hatte. Ich war dabei, wie eine Mutter ihrer Tochter 100 DM West gab, zum Kurs 1:4. Dann lud sie die Tochter samt Familie großspurig ins Interhotel, wo überteuert in DDR-Mark zu zahlen war. Die Mutter rühmte sich zweier guter

Taten: der Tochter Westgeld verschafft und außerdem ein exquisites Essen geboten zu haben. Die 400 DDR-Mark waren bloß der halbe Monatslohn der Tochter.

Nur wenige Menschen haben erfolgreich verbotene Literatur schmuggeln können. Alle paar Minuten schleppte ein Zöllner ganze Bücherstapel von der Zollkontrolle in ein (Stasi-) Zimmer. Zahlreiche Bände „Hetzliteratur“ in DDR-Regalen belegen, daß dennoch viele Versuche gelangen. Allgemein war es wohl so, daß Freunde mehr Bücher schmuggelten für Freunde – und Verwandte mehr Konsumartikel für Verwandte: Buchmitbringsel waren unter guten Freunden stillschweigend selbstverständlich. Freunde waren oft erfinderischer, aber nicht erfinderisch genug. Geistiges Ausbüxen boten auch westdeutsche Musiker und Künstler, von Udo Jürgens über Katja Ebstein und Günter Grass bis Siegfried Lenz.

(West-) Diplomaten und -Journalisten konnten „subversive Literatur“ leichter ins Land bringen. Freilich sollten oder durften auch sie nur mitnehmen, was sie zur Arbeit brauchten. Das Micky-Mouse-Heft wollte der DDR-Zoll ebenso nicht zulassen wie das Karl-May-Buch, freilich nur, wenn es den Zöllnern unter die Augen kam. Diplomaten und akkreditierte Journalisten hatten keine Zollkontrolle.

Stasi-Akten von Diplomaten sind weitgehend vernichtet. So steht es in Akten über Journalisten: „X. verfolgte den Zweck, mit der Verbreitung der Schriften die DDR zu diskriminieren. Ihre Eignung, die DDR zu schädigen und gegen sie aufzuwiegeln, wurde von ihm erkannt und zumindest in Kauf genommen. Das wird auch nicht aufgehoben durch die Äußerung des X., er habe eine Berechtigung, DDR-Bürgern diese Materialien zugänglich zu machen, weil das Material durch die DDR-Presse nicht veröffentlicht werde und von den Verfassern DDR-Bürger als Empfänger gemeint seien.“ Freilich kam es anders als bei DDR-Menschen zu keinem offiziellen Verfahren wegen staatsfeindlicher Hetze.

Oder: „Y. und Z. haben unabhängig voneinander zielgerichtet Kontakt zu ihnen geeignet erscheinenden feindlich-negativen Personen, z. B. unter Studenten in kirchlichen Einrichtungen, hergestellt. An diese Personen haben Y. und Z. antisozialistische Schriften von Bahro, Havemann bzw. das sogenannte „Spiegel-Manifest“ übergeben, die sie unter Mißbrauch der ihnen als Korrespondenten gewährten Kontrollbevorrechtigung im grenzüberschreitenden Reiseverkehr eingeschleust hatten. Mit ihnen führten sie Diskussionsabende durch, in deren Verlauf über diese Literatur sowie aktuell-politische Themen gesprochen wurde.“

„Konterbande“ in West-Ost-Richtung transportierten Geschäftsleute, die fast unkontrolliert über die Grenze kamen, ebenso wie Verleger, nicht nur auf dem Weg zur Buchmesse. Die Verleger wußten, daß Bücher auf Nimmerwiedersehen verschwanden und so seltene in der DDR zirkulierende Exemplare wurden. Sie zahlten Strafsteuer für jedes nicht ausgeführte Buch. Auf der Messe

suchten Horden Stasileute bei Besuchern nach Büchern. Wer erwischt wurde, mußte das gute Stück zurücklassen und mit 150 DDR-Mark büßen. Mehr folgte meist nicht, wohl auch, weil nur so Ingenieure und Ärzte schnell an Fachbücher kamen. Auch DDR-Rentner und jene, die in dringenden Familienangelegenheiten westwärts fahren durften, brachten auf dem Rückweg Bücher und Zeitschriften durch die Mauer. Freilich waren diese Gruppen zu Recht vorsichtig. Das Manöver konnte sie die nächste Westreise kosten.

All diese Menschen nahmen Risiken auf sich, um die geistigen Sperren der DDR zu durchbrechen. Sie taten viel für den geistigen Zusammenhalt der Nation, manch einer mußte ins Gefängnis. Bei Reisen in umgekehrter Richtung kam manches Buch aus DDR-Verlagen bei Westdeutschen an, die so ein wenig vom DDR-Buchmarkt mitbekamen. Ostdeutsche gaben den Wessis zudem gute Buchtips, den Pflichtumtausch richtig anzulegen.

„Der Westen im DDR-Alltag" waren auch Streitthemen westdeutscher Gäste untereinander, denen die Gastgeber in der DDR fasziniert lauschten. Gerade diese Streitkultur, die sonst nur im Fernsehen-West zu sehen war und da eher abschreckend wirkte (Ostdeutsche waren mehr auf Konsens bedacht) hat viele überrascht, zumal die Streitpartner dabei gute Freunde blieben.

„.....und abends kommt der Klassenfeind", beschrieb in den 70er Jahren die „Iswestija" (Moskau) die abendliche DDR-Lage, wenn die meisten Menschen dem real-existierenden Sozialismus ade sagten und auf Westempfang gingen. Der ausgewiesene ARD-Reporter Lothar Löwe wählte den Satz zum Buchtitel. Ich, der Korrespondent, dessen Firma erwartete, daß er wenigstens die abendliche Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens „Aktuelle Kamera" (AK) sah, erntete oft erstauntes Kopfschütteln oder spitze Antworten: „Der Knopf ist verrostet." Einmal bat ich um 19:10 Uhr, das DDR-Programm einzuschalten. „Ham wir gleich." Nach 20 Minuten war die Antenne neugerichtet und der offenkundig unbekannte Sender haarscharf eingestellt. Pünktlich 19:30 Uhr zum „AK"-Beginn hörte ich das erleichterte „Bitte schön".

Den Riß durch die DDR-Gesellschaft beim Fernsehkonsum erlebte ich hautnah, als ich Honecker beim Besuch in Österreich begleitete. Ich konnte stets am Brennpunkt nahe Honecker sein – die Österreicher hielten mich nicht für gefährlich. So kam ich jeden Abend groß ins „AK"-Bild. Ich merkte es bei der Rückkehr: die Grenzsoldaten lästerten: „Sie sind ja fotogen"; Mitarbeiter des DDR-Außenministeriums sprachen mich an, Kollegen, Mitarbeiter der Ständigen Vertretung. Als ich abends „meine Runde" machte, hörte ich stets die gleiche Frage: „Wo warst du denn bloß so lange?" Das West-Fernsehen hatte Honecker in Österreich nur kurz notiert.

Nur eine Sendung des DDR-Fernsehens durfte man „ungestraft", ohne Naserümpfen von Kollegen und Nachbarn, sehen: den Montagsfilm, wenn Filmsternchen für Hans Albers schmachteten oder Marika Röck Männerherzen höher schlagen ließ. Unmittelbar darauf zeigte Chefkommentator Karl Eduard von Schnitzler seinen „Schwarzen Kanal". DDR-Witz: Die Ansagerin kommt

nur bis „Schnitz....“, dann ist wieder West-Empfang. Auf den DDR-Sender schaltete, wer unverhofft Besuch bekam.

In DDR-Wohnstuben waren neben Unterhaltungssendungen des Fernsehens (in Ost-Berlin oft „Glücksrad“ von SAT 1) politische und Sportsendungen die Renner. Auch „Kennzeichen D“ und „Konstraste“ sollen in der DDR nach Bewertung vieler Freunde höhere Quoten als im Westen gehabt haben. 1987 sagte das ein Bekannter gar zur „Elefantenrunde“, dem Streitgespräch der Spitzenpolitiker im Bundestag vertretener Parteien vor und nach der Wahl. Es gab an vielen Orten der DDR Wahlparties bei Bundestagswahlen.. 1987 ging die Sektflasche auf, als Hans-Dietrich Genscher sich für Briefe aus der Heimat Halle bedankte und deutlich machte, er wolle Außenminister bleiben. Damit würde er weiterhin wesentlich die Ost-Politik beeinflussen. Politisch interessierte Menschen verabschiedeten sich bei Stehparties unauffällig gegen 19:30 Uhr oder 22:00 Uhr, um rechtzeitig zu „Tagesschau“ oder „Tagesthemen“ zu Hause zu sein. Das DDR-Fernsehen karikierte 1980 den Tagesablauf eines DDR-Menschen. Zum Satz „Am Abend informiert er sich“ zeigte das Bild eine Uhr, die auf „Tagesschau“-Zeit stand.

Die Fußball-Bundesliga gehörte zum DDR-Alltag. Für spannende Spiele der Liga, für Europacup- oder Länderspiele fuhren junge Leute aus Dresden, Westfernsehen war im östlichen Sachsen kaum zu empfangen (ARD = außer Raum Dresden), mit tragbarem Fernseher Richtung Berlin bis kurz vor Lübben.

Bundesliga mußte es schon sein. Selbst Fans von DDR-Vereinen trugen auf Brust oder Rücken nicht selten Farben oder Embleme westdeutscher Vereine. Fußballbegeisterte planten Spiele, die der Westen übertrug, fest ein. Um 18 Uhr versammelten sich selbst bei Gartenparties meist die Männer direkt vorm Fernseher: damals „Sportschau“-Zeit. Vater kam aus dem Kleingarten gerade recht. Auch in den Datschen ging um 18 Uhr das Zweitgerät an. Als 1979 der Hamburger SV Deutscher Meister wurde, sagte ein Dresdner (Dynamo Dresden war zuvor DDR-Fußballmeister) den denkwürdigen Satz: „Wieder ein Deutscher Meister von der Elbe.“

Für guten Westempfang legten Millionen Menschen in der DDR Geld für teure Antennen hin. Wegen der West-Fernsehlöcher um Dresden/Görlitz und Stralsund/Greifswald sagten Topleute Top-Angebote ab. Selbst herrschaftliche Villen, die Betriebe verzweifelt anmieteten, wogen den Nachteil nicht auf. Menschen ohne Westempfang wurden bedauert, lebten im „Tal der Ahnungslosen“, im „Tal der toten Augen“. Dort tauchten erste Satellitenantennen auf, nach Anleitung zusammengebaut. Dorfgemeinschaften mit schlechtem DDR-Fernsehempfang schufteten nur dann wie die Wilden, wenn auf dem nahen Berg zugleich die Antenne auf Westempfang geschaltete wurde.

Auch der Rundfunk hatte in der DDR große Hörerkreise; erinnert sei an die Rock-Sendung „Club 18“ oder an Günter Neumanns „Insulaner“. Friedrich Lufts Theaterkritiken waren im Osten genau so bekannt wie im Westen oder

wie das, was Berlins Regierender Bürgermeister jeden Samstagabend in der Sendung „Wo uns der Schuh drückt....“ zu sagen hatte. Dem „Team“ der Deutschlandfunk-Sendung „Aus Ostberliner Zeitungen“ mußte ich mehrfach Grüße ausrichten. Die Funkanstalten nahmen die Zeitungen meist Huckepack mit über Presseschauen oder wörtlich verlesene Beiträge. Die Programmvorschau am Samstag in Funk und Fernsehen war eine der meistempfangenen Sendungen: das Programm wurde oft vervielfältigt und an Interessenten weitergegeben.

Am Ende der DDR sahen und hörten auch SED-Genossen West. Hätten sie's nicht getan, hätten sie im Betrieb nicht mehr mitreden können. Die Arbeiter fragten am Morgen nach wichtigen Radio- oder Fernsehsendungen vorsichtig, aber konkret: „Sage mal, ich habe gehört, ... stimmt das?“ Die Genossen von der SED wußten wie die Zöllner, daß Warschau und Budapest, später auch Prag, wegen der dort zugänglichen Westpresse so beliebte Reiseziele waren. Da gibt es den Witz von zwei Hunden, die durch die Oder schwimmen. „Was willst du denn in der DDR?“ – „Endlich sattfressen. Und du in Polen?“ – „Endlich bellen.“

Nicht nur einmal erschienen in der DDR-Presse Beiträge, die voraussetzten, daß die Leser zuvor ferngesehen hatten. Der berühmteste Kommentar stand in der „Jungen Welt“. Er war nur zu verstehen für den, der am Abend zuvor den im ZDF ausgestrahlten Sowjetfilm „Die Reue“ gesehen hatte: dem Kommentator bohrten sich Aussagen des Films „wie Widerhaken ins Fleisch“, nicht den Menschen in der DDR, die – im Westen – gesehen hatten, daß die Stalinzeit in der UdSSR vorüber war.

Materialien setzen voraus, daß zuvor Menschen aktiv waren, dafür sorgten, Waren in die DDR zu bringen. Dafür waren nicht immer West-Ost-Reisende verantwortlich. Zudem führten die Materialien ein Eigenleben.

Das Angebot in Exquisit-, Delikat- oder Feinkostläden und Intershops bestimmte die SED, die eigens orderte. Die Läden sollten Kaufkraft in DDR-Mark und West-Mark abschöpfen. Westwaren wie die Dose Ananas kosteten im Feinkost 11 DDR-Mark, im Intershop 1,50 – bei Aldi im Westen meist nur 79, höchstens 99 Pfennig. Wer konnte schon zu Aldi? Autos oder Fernseher waren ebenfalls teurer als der normale Westpreis. Intershops sollten laut Honecker „kein ständiger Begleiter des Sozialismus“ sein, waren es aber bis zum DDR-Ende.

In die DDR gelangte Materialien hatten eigene Werte. Mit dem Westpreis waren sie kaum zu vergleichen. Ein drei Jahre alter „Spiegel“ konnte fünf DDR-Mark bringen. Rainer Kunzes „Wunderbare Jahre“ als Maschinenschrift-Manuskript kosteten zehn Mark. Der Schlagbohrer (Westfabrikat) brachte fürs gebohrte Loch eine Mark. Überhaupt wurde da auf manchen Gebieten Marktwirtschaft vorweggenommen, Preise nach Angebot und Nachfrage gebildet. – 42.000 Ostmark für den VW, der 19.000 gekostet hatte. Selbst unter Freunden wurden Zinsen genommen, die ich als Wucher bezeichne: 25 Prozent im hal-

ben Jahr fielen da nicht aus dem Rahmen. Schwarzarbeit mußte mit Westgeld (oder zum 1:5-Kurs in Ost) bezahlt werden. Das „Schwarztaxi“ war meist erheblich teurer als das reguläre, das freilich nie kam. Auf dem Pferdemarkt in Havelberg wurden in die DDR gelangte Westwaren zu Mondpreisen angeboten: Rockgruppen auf Schallplatte oder Kassette waren am meisten gefragt.

Wer von der Stasi beobachtet wurde, aus welchen Gründen auch immer, auch zufällig, hatte adrett, ordentlich und brav zu sein, alles andere galt als „westlich“. Über einen Korrespondenten vermerkt eine Akte: „In seinem Äußeren ist F. fast schlampig. Man muß wissen, daß er nicht auf Anhieb als BRD-Bürger erkennbar sein will.“ Nach dieser Logik wären das dann die DDR-Leute.

Einen Pastor aus Sachsen sah ein IM als „stark westlich orientiert“: „ein unangenehmes Äußeres, war nachlässig gekleidet und trug schulterlanges Haar.“ Es waren wohl die Haare, die die anderen Attribute bedingten. Der Pfarrer „hatte zwei Kinder ..... Sie trugen fast ausschließlich Sachen aus der BRD bzw. aus dem Intershop.“ Um einen Westdeutschen näher zu bestimmen, sein Name ist unbekannt, teilt ein IM 1982 mit, daß „dieser Igelschnitt trägt“, igitt. Einer Frau, die „auf alles schimpft“, dichtet ein IM einen Ausreiseantrag an, sie hatte keinen. Ob jemand „Sachen aus der BRD oder dem Intershop“ trug, war für die Stasi wichtig für den Antrag auf Westreise. Danach wurden auch die Hausbewohner ausgefragt.

Der längste Versuch, westliche Einflüsse zurückzudrängen, dauerte über 28 Jahre: Abriegelung mit Mauer und Stacheldraht. Danach ging die DDR gegen Antennen („Pfeilantennen“) vor, vergeblich: die Antennen kamen unters Dach. Als Honecker von fünf Programmen sprach, die DDR-Bürger empfangen können, waren die Antennen wieder da, gleich ausgerichtet. Erhöhter Pflichtumtausch wie Beschränkungen für akkreditierte Journalisten sollten Westeinflüsse behindern. Bonner Verhandlungen mit der DDR-Regierung brachten wieder mehr Einfluß ins Land, etwa über das Kulturabkommen. Vor den Weltfestspielen 1973 waren die „Organe“ großmütig zu den Jugendlichen, rigoros danach. Das wiederholte sich vor und nach Honeckers Bonn-Besuch 1987. Erst konnten unabhängige Gruppen für Frieden durch die DDR pilgern; danach wurden sie behindert, wurde die Umweltbibliothek gestürmt, wurden Menschen bei der Liebknecht-Luxemburg-Demonstration verhaftet.

Das Bild des DDR-Durchschnittsbürgers vom Westen und den Westdeutschen war meilenweit von der Wirklichkeit entfernt. Es war ein indirektes Bild aus dem Fernsehen, an Berichten Reisender aus Ost und West überprüft – ein Ideal, ausgerichtet an unbegrenzten Konsum-, Reise- und Arbeitsmöglichkeiten nach dem amerikanischen Traum vom Tellerwäscher zum Millionär. Erfahrungen von Arbeitslosigkeit, damals von Westdeutschen vorgetragen, stießen auf Unglauben oder wurden abgetan mit: „Wer arbeiten will, kriegt auch Arbeit.“ Zudem hatte damals ein Arbeitsloser-West mehr Geld „auf der Kralle“ als Werktätige im DDR-Sozialismus.

Obwohl die Bundesrepublik für die meisten Menschen in der DDR – geschöntes Westbild immer bei der Hand – Wunschtraum war, erhielten schon da die Bewohner dieses Staates keine guten Noten: unvollkommen, tolpatschig, ohne Fingerspitzengefühl, arrogant waren noch die besten Noten. Zwei Länderspiele der bundesdeutschen Mannschaft erhielten diese Kommentare: Nr. 1: „Toll, wie Deutschland gesiegt hat." Nr. 2: „Prima, daß diese Großgoschen eins drauf gekriegt haben." Da war nicht mehr Deutschland, da waren nur die Spieler gemeint.

Gerade Veränderungen der 68er Jahre gingen bei Menschen im Osten ziemlich spurlos vorbei. Nur Intellektuelle und ein paar Kirchenleute waren interessiert. Ostdeutsche sahen etwa „ Ho Ho Ho Chi Minh"-Rufe als Parteinahme für Kommunisten. Sie übersahen, daß die Jugend eines ehemals staatsterroristischen Landes nicht schweigen wollte, wenn ein kleines Volk womöglich ungerecht behandelt würde. Das Schweigen zum falschen Zeitpunkt warfen sie ja den Eltern vor. Damals kehrte sich die Jugend-West von Tugenden wie Zucht und Ordnung ab: „Damit kann man Konzentrationslager leiten" hieß der 68er-Satz. Das kam im Osten nicht mehr an. Lieder wie „Sind so kleine Hände, soll man sie nicht schlagen" (Bettina Wegener) oder „Hallo, kleine Mutti, warum schlägst Du denn Dein Kind?" zeigen kulturelles Auseinanderdriften in West und Ost. Dies könnte Ursache für die Mauer in den Köpfen heute sein.

Hätten die Deutschen-West unter gleichen Bedingungen leben müssen wie die im Osten, sie hätten sich kaum anders, kaum mutiger verhalten. Der in den Westen gekommene Schauspieler Manfred Krug legte 1979 darauf den Finger. Packe man je 17 Millionen DDR-Menschen und Westdeutsche in zwei Säcke, schütte sie auf der anderen Seite aus, brauchten Menschen wie Systeme „vier Wochen Anpassungszeit" und alles laufe wie zuvor. Westdeutsche können jedenfalls froh sein, daß ihnen die Geschichte diese Prüfung ersparte. Welcher Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg zu welcher Besatzungszone gehörte, war Zufall. In Berlin kostete es bis 1961 20 Pfennig für die S-Bahn, um in die andere Welt zu gehen. Nach dem Mauerbau sagten Jugendliche in der DDR häufig: „Was kann ich dafür, daß ich auf dieser Seite der Elbe geboren wurde?"

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Vielen Dank, Karl-Heinz Baum. Herr Fritze, bitte.

Dr. Lothar Fritze: Meine Damen, meine Herren! Will man den geistig-emotionalen Einfluß, den der Westen auf den DDR-Normalbürger ausübte, auf einen Nenner bringen, so müßte man sagen, es war der einer andauernden Verlockung. Aus DDR-Sicht erschienen insbesondere die Konsum- und die alltäglichen Lebensverhältnisse geradezu als glanzvoll. Zu allen Zeiten der DDR dürfte es für eine große Mehrheit ihrer Bürger fraglos gewesen sein, daß man im Westen – im ganzen gesehen – das bessere Leben führt. Das Wissen um die real höheren Einkommen in Westdeutschland, den höheren Lebensstandard, die kürzeren Arbeitszeiten oder den längeren Urlaub war Kernbestand dieser Grundüberzeugung.